

Nicole Jamet
Marie-Anne Le Pezennec

DOLMEN

... vergessen sollst du nie

Thriller

Aus dem Französischen von
Susanne Schmitz

Knaur

1

Mit leisem Lächeln beobachtete ich, wie die Menschen, die mir eigentlich nahe standen, fröhlich den Junggesellenabschied vorbereiteten. Sie wussten alle nicht, dass am nächsten Tag niemandem mehr nach Lachen zumute sein würde.

Oder nach Heiraten.

Ich leerte mein Glas in einem Zug und bahnte mir mit den Ellbogen einen Weg zum Ausgang. Mein Abschiedsgruß ging in dem munteren Treiben unter.

Ich lief über die Pier und vorbei am Rathaus, das am äußersten Ende des Hafens lag. Dort schlug mir der raue Wind vom Meer entgegen. Keine drei Wochen mehr bis zum Sommer, und doch war es trotz des strahlenden Sonnenscheins empfindlich kühl und der Nordwestwind fegte in Böen über die Insel.

Die Touristen hatten dieses von Riffen und gefährlichen Strömungen umgebene Stück Fels und Heide, das regelmäßig im Nebel verschwand und bei schwerer See völlig vom Festland abgeschnitten war, lange Zeit gemieden. Sie verbrachten ihre Ferien lieber auf den Inseln des Morbihan. Die lagen nördlicher. Und verkehrsgünstiger.

»Lands'en« bedeutete nicht zufällig Ende der Welt.

Inzwischen gab es eine regelmäßige Schiffsverbindung nach Brest, die Überfahrt dauerte knapp eine Stunde. Es

war davon die Rede, im kommenden Jahr einen Flugplatz zu bauen. Und ein weiteres Hotel sowie ein Zentrum für Thalasso-Therapie ...

Die älteren Inselbewohner behaupteten, Lands'en sei dabei, seine Seele an den Teufel zu verkaufen.

Ich, der ich besser informiert war, und noch einige andere, deren Geheimnis ich kannte, wussten, dass die Insel ihre Seele längst verkauft hatte.

Gegen Blut.

Der Ort lag bereits weit hinter mir und ich kam schließlich dort an, wo alles begonnen hatte. An der nördlichsten Spitze der Insel. Der wildesten. Ty Kern.

Der Zöllnerpfad führte an der oberen Kante einer Felswand entlang, die steil zum Meer abfiel und in einer kleinen Bucht endete, voller Klippen, scharf wie Entermesser. Von diesem Pfad ging auch die kleine Steinbrücke zum alten Leuchtturm ab, der schon seit mindestens zwanzig Jahren nicht mehr in Betrieb war.

Nach Ansicht der alten Inselbewohner hätte man es niemals zulassen dürfen, dass ein Schriftsteller in die winzige Wohnung einzog, die einst den Leuchtturmwärter beherbergt hatte. Dass der Schriftsteller Ire war, machte die Sache nicht besser. Die alten Leute hier misstrauten allen Ausländern, woher sie auch kamen. Wer von den Inselbewohnern akzeptiert werden wollte, musste mindestens Bretone sein, möglichst seit mehreren Generationen, und möglichst ein Kind dieser Insel. Wie ich.

Obwohl ich diese Gegend, in der ich in meiner Kindheit gespielt hatte, in- und auswendig kannte, hielt ich unwillkürlich den Atem an, als ich die Menhire von Ty Kern vor mir aufragen sah. Sechs Granitriesen umstanden, dem offenen Meer zugewandt, einen Dolmen, und der Sage nach röteten sie sich bei steigendem Mond noch immer vom Blut der Strandräuber.

Ich betrachtete die Monolithen, die in der Junisonne täuschend harmlos aussahen, einen nach dem anderen. Bei meinem Lieblingsstein, dem mit dem Profil eines alten Elefanten, verharrte ich ein wenig länger. Dann legte ich meine Hand auf den warmen Stein des Dolmen.

Bei der Berührung wurde mir eiskalt.

In der nächsten Nacht war aufsteigender Mond. Es würde Blut fließen. Es würde nicht ratsam sein, hier herumzulungern ...

* * *

»Hör auf zu zappeln! Davon kommt er auch nicht schneller zurück!«

Marie neigte den Kopf, um ihre Mutter sehen zu können, die zu ihren Füßen kniete und ihrer Anweisung mit einem heftigen Ruck am Saum Nachdruck verliehen hatte. Jeanne war im Jahr zuvor siebzig geworden. Sie hatte kurzes graues Haar und das ausgezehrte, früh gealterte Gesicht von Frauen, die häufig rauer Witterung ausgesetzt sind.

»Er ist bei Morgengrauen in Saint-Malo losgesegelt. Und er hat den Wind im Rücken. Er müsste längst da sein«, seufzte die angehende Braut.

»Wenn dein Vater auf Thunfischfang ging, blieb er sechs Monate lang weg«, bemerkte Jeanne und musterte den Rock des Kleides kritisch. »Und du wirst schon nach wenigen Stunden nervös ... Halt still!«

Das von einer fernen Vorfahrin kunstvoll bestickte Spitzenkleid war im Laufe der Jahre immer wieder länger gemacht worden, da die jungen Frauen, die es als Braut trugen, von Generation zu Generation größer wurden. Bei jedem Herauslassen des Saums waren kaum merkliche feine Linien zurückgeblieben. Sie ähnelten den Strichen, mit denen man im Türrahmen das Wachsen seiner Kinder festhält und die mit der

Zeit blasser werden, ohne je ganz zu verschwinden. Jeanne allerdings neigte keineswegs dazu, rührselig in der Vergangenheit zu schwelgen. Ihr genaues Hinschauen hatte nur einen Zweck: Sie wollte sichergehen, dass durch das mehrfache behutsame Waschen die Spuren der Jahre weitgehend getilgt worden waren und das Kleid genau die richtige Länge hatte, das heißt den Boden berührte, aber nicht darüber schleifte. Befriedigt rappelte sie sich auf und drehte ihre Tochter zum Spiegel um.

»Wie auf den Leib geschneidert!«

Mit hochgezogenen Brauen betrachtete sich Marie in dem großen Standspiegel. In ihren grünen Augen stand ein fragender Blick, als wäre ihr das Bild im Spiegel unbekannt, ja geradezu fremd.

Das Weiß des Kleides unterstrich ihren perlmuttfarbenen Teint und brachte ihr rötlich blondes Haar zur Geltung. Sie flocht es gewöhnlich zu einem Zopf, doch heute fiel es ihr offen über die Schultern und bis zur Taille. Haar wie das der Fee Morgane, behauptete ihr Verlobter Christian. Eine grünäugige Meerjungfrau, die das Zeug dazu hatte, allen Seeleuten der Welt den Kopf zu verdrehen. Die Männer, mit denen sie vor Christian befreundet gewesen war, hatten gesagt, sie sei schön. Jetzt glaubte sie ihnen.

Scheu lächelte sie der Unbekannten im Spiegel zu. Doch plötzlich zogen sich ihre Brauen zusammen, denn der Spiegel zeigte auch ihre Mutter, die sich gerade auf die Zehenspitzen stellte, um den Musselin-Ballen vom oberen Kleiderschrankbord zu ziehen.

»Warte, ich hol ihn runter!« Marie wirbelte herum.

Doch Jeanne zog schon am Stoff – und riss noch einen weiteren Gegenstand mit, der dumpf auf den Holzboden polterte. Sie sprang zurück und bekreuzigte sich flüchtig, als sei das Ding vom Teufel besessen. Und genau so empfand Jeanne es auch.

2

Es war kurz nach Mitternacht, als der Streit zwischen Gil-
das und Ryan ausbrach.

Anne war es gewesen, die Christian beiläufig vorgeschlagen
hatte, Ryan zu seinem Junggesellenabschied einzuladen.

»Als Spezialist für keltisches Brauchtum wird er ganz be-
stimmt wissen, dass alle jungen Männer der Insel zu diesem
Fest kommen. Vielleicht ärgert er sich, wenn man ihn außen
vor lässt.«

»Und sagt dann seine Signierstunde ab?«

Anne Bréhat war schon immer ein Büchernarr gewesen und
hatte heimlich davon geträumt, einmal ein literarisches Café
zu eröffnen. Doch dafür hätte sie Lands'en verlassen müssen.
Also hatte sie ihren Ehrgeiz heruntergeschraubt und im Hin-
terzimmer der Kneipe, die früher von ihrem Vater geführt
worden war, eine kleine Buchhandlung aufgemacht. Sehr
zum Kummer der Stammgäste, die hier an Regentagen Kar-
ten zu spielen pflegten. Trotzdem kamen sie weiterhin. Not-
gedrungen. Es gab keine andere Kneipe am Hafen.

Christian sah seine Schwester erröten und stellte wieder ein-
mal fest, dass ihr Humor völlig anders geartet war als sein
eigener. In Wahrheit hatte sie gar keinen. Nicht, dass es ihr an
der nötigen Intelligenz gefehlt hätte, sie nahm nur einfach
immer alles wörtlich. Sie, die sonst so zurückhaltend war,
hatte sich heftig ins Zeug gelegt. Die Worte überstürzten sich,

als sie den Schriftsteller verteidigte. Es sei wirklich etwas Ungewöhnliches, dass ein Mann von solchem Format auf die Insel komme. Und bleibe.

Angesichts des prüfenden Blicks, den ihr Bruder ihr zuwarf, hatte sie ihren Eifer gleich darauf mit einem kurzen Lächeln herunterzuspielen versucht und noch rasch hinzugefügt:

»Ich will nur nicht, dass er uns für Bauerntempel hält, das ist alles. Aber letztlich ist es deine Sache.«

Für Christian ging das alles in Ordnung. Wenn es diesem Patrick Ryan gelang, seine Schwester zum Lachen zu bringen, sollte er ihm willkommen sein, Insulaner oder nicht.

Das Bier floss schon seit Stunden in Strömen, als der Schriftsteller in die Kneipe trat. Er ließ den Blick durch das verräucherte Lokal schweifen, über die rasch zusammengestellte Band und das Tablett voller Gläser, das wie von selbst über die Köpfe hinwegwanderte. Er lächelte, als er Anne – die ebendieses Tablett in die Höhe reckte – aus dem Knäuel fröhlich lärmender Männer auftauchen sah.

»Wir dachten schon, Sie kämen nicht mehr! Die haben fast alles ausgetrunken.« Ihr Tonfall war entschuldigend.

»Das ist mein erster bretonischer Junggesellenabschied. Ich hätte ihn um nichts in der Welt versäumen wollen!« Er musste fast schreien, um den Lärm zu übertönen.

Da trat Christian auch schon zu ihnen. Er warf einen prüfenden Blick auf diesen Mann, dem es gelungen war, das Herz seiner kleinen Schwester zu rühren, und schüttelte ihm die Hand. Der Händedruck war fest und verbindlich. Er gefiel ihm. Christian drückte Ryan ein Glas in die Hand und stieß mit dem Rand seines eigenen dagegen: »*Yec'hed mat!*« Dann ging er zurück zu den anderen, die schon lautstark die Fortsetzung seiner Geschichte forderten.

»Wo war ich stehen geblieben? Ach ja ... Als ich die Vendée Globe gewonnen hatte ...«

»Ich hab ihm sein erstes Schiff gebaut!«, unterbrach Gildas ihn grölend.

»Aber ich hab ihm beigebracht, gegen den Wind zu kreuzen!«, brüllte Loïc.

Und dann fielen die anderen wieder in das Gespräch der Kermeur-Brüder ein.

»Mag sein, aber er ist derjenige, der in einer Woche zur Transatlantik-Regatta aufbricht!«

»Und zwar einhand und ohne einen Hafen anzulaufen – das gefährlichste Rennen der Welt!«

»Kleinigkeit für einen, der mit dem Meer spricht!«

»Darf ich weiterreden?«, protestierte der Skipper. »Also, als ich den Vendée Globe gewonnen habe, dachte ich, das wäre der schönste Tag meines Lebens ...«

Der Rest ging in schallendem Gelächter unter.

Anne war in die Küche gegangen, um frische Gläser zu holen, und erspähte von dort aus Ryan, der allein am anderen Ende der Bar lehnte. Diskret betrachtete sie ihn: Er war um die Sechzig und gehörte zu den Männern, die durch ihre Falten nur noch attraktiver wurden. Gut geschnittene Kleidung. Kein Gramm Fett, soweit sie sehen konnte. Und ein Lächeln, das geradewegs zu ihrem Herzen vordrang – wenn auch nicht bis zu seinen eigenen schiefergrauen Augen. Einen winzigen Moment lang glaubte sie in ihnen etwas wie Trauer zu sehen, als er Christian beobachtete, der gerade zum x-ten Mal glücksstrahlend erklärte, der schönste Tag seines Lebens sei der Tag gewesen, an dem Marie ihm ihr Jawort gegeben habe.

Dann rief jemand nach Anne und lenkte so Ryans Blick auf sie. Verwirrt wandte sie sich wieder ihren Pflichten zu.

Die Augen des Schriftstellers folgten ihr. Eine seltsame Frau. Sie hatte einige Tage gebraucht, bis sie ihn endlich auf ihr Vorhaben ansprach, eine Signierstunde für seinen Roman zu

veranstalten. Und das mit so sorgfältig gewählten Worten, dass es ihm vorkam, als hätte Anne sie auswendig gelernt. Er warf einen Blick auf die Auslage in der Bücherecke und runzelte die Stirn. Das Stehpult, auf das Anne am Vormittag seinen Roman gelegt hatte, war leer.

Da sah er Gildas auf sich zukommen, mit dem schwankenden Gang jener, die ein wenig zu tief ins Glas geschaut haben, und begriff, was aus seinem Buch geworden war.

»He, Schriftsteller! Du musst doch wissen, was das zu bedeuten hat!«

Gildas' Stimme war belegt, sein Atem stank nach Alkohol. Ryan musste sich beherrschen, um nicht zurückzuweichen.

»Was was zu bedeuten hat?«

»Eine Möwe, die sich zum Sterben in einen Brautschleier legt, was heißt das deiner Meinung nach?«

Ryan schwieg und Gildas fuchtelte ihm mit dem Buch *Und die Steine sprachen* vor dem Gesicht herum. Eine rote Banderole verkündete, es handle sich um einen Mystery-Thriller. Eine Gattung, die gerade sehr gefragt war.

»Du bist doch der Autor von diesem Ding hier, oder? Also, was meinst du?« Gildas rülpste geräuschvoll.

Ryan zuckte leicht mit den Schultern. »Dass es weder der richtige Ort noch der richtige Zeitpunkt ist, darüber zu sprechen, und dass du besoffen bist.«

»Nicht so sehr, dass ich einen Angeber nicht erkennen könnte. Spezialist für keltische Sagen, meine Fresse!«

Wütend schleuderte er das Buch auf den Tresen. Einige Gläser wurden dabei umgestoßen, und schließlich fiel es zu Boden.

Niemand achtete darauf. Nur Anne.

Ryan machte aus der Ferne ein beschwichtigendes Zeichen in ihre Richtung, bückte sich, glättete die vom Sturz zerknitterte Banderole, legte das Buch auf die Theke und blickte dann Gildas fest in die schon glasigen Augen.

»Ein Schleier, der sich in ein Leichentuch verwandelt, ist ein Vorzeichen für Unglück, das über die Familie der Braut kommen wird.«

Abermals zuckte der Schriftsteller mit den Achseln, als er sah, wie Maries Bruder die Kiefer anspannte.

»Es gibt immer einen Weg, das Unglück zu bannen. Los! Sprich dich aus!«

»Es ist alles andere als exakte Wissenschaft und vielleicht gefällt dir auch nicht, was du zu hören bekommst.«

»Los, sag's!«

Ryan nahm in aller Ruhe eine Zigarette aus dem Etui.

»Die Alten sagten, dass man die Zukünftige jagen müsse, solange sie noch Jungfrau sei.«

»Du Scheißker!«

Anne am anderen Ende des Raums erschrak, als Gildas Ryan am Hemdkragen packte und dessen Gesicht ganz dicht an sein eigenes heranzog. Abrupt stellte sie das Tablett auf den Tresen und lief zu einem knapp dreißig Jahre alten Mann, dessen offenes Gesicht und fröhlicher Blick nicht im Geringsten vermuten ließen, dass er den beeindruckenden Titel »maréchal des logis-chef« trug und der örtlichen Gendarmerie vorstand.

»Stéphane, sieh mal nach, was Gildas da treibt. Ich glaube wirklich, er will ... O Gott!«

Ryan, sichtlich verärgert, hatte Gildas mit einem kurzen Haken rückwärts gegen einen Tisch geschickt, der unter dem Höllenlärm zersplitternder Gläser umstürzte. Das Ganze trug jedoch nur zur Heiterkeit der Männer bei, die viel zu betrunken waren, um sich über dergleichen aufzuregen.

Stéphane Morineau hielt sich nicht mit Höflichkeitsfloskeln auf. Er packte Ryan fest an der Schulter.

»Sie dürfen Ihren Rausch in der Zelle ausschlafen.«

»Ich habe doch nur ein Bier getrunken! Er hat den Streit gesucht!«

»Aber Sie haben ihn geschlagen. Und außerdem – bei ihm ist das was anderes.«

»Ausländer haben immer Unrecht, ja?«

Der junge Gendarm hielt seinem Blick stand.

»Oft.«

Ryan ließ sich achselzuckend mitziehen, gefolgt von den traurigen Blicken Annes, die jedoch nicht öffentlich für ihn Partei zu ergreifen wagte.

Bevor sich die Tür der Kneipe hinter ihm schloss, sah Ryan noch, wie Loïc seinem Bruder auf die Beine half und ein leeres Glas schwenkte.

»Wir brauchen was zu trinken!«

Das Gelächter setzte wieder ein. Fett und dröhnend.

*

Aus dem Meer stieg wabernder Nebel auf, der die Riffe mit einem dunstigen, an feuchten Atem erinnernden Schleier umgab. Die Farne auf dem Steilfelsen wiegten sich sanft in der Brise. Der steigende Mond warf sein bleiches Licht auf Ty Kern. Nie waren die Menhire imposanter als in diesem Halbdunkel, in dem sie wie dunkle Massen wirkten, die jeden Augenblick lebendig zu werden drohten.

Es gab zwar keine greifbaren Gründe dafür, doch die Atmosphäre schien aufgeladen mit bösen Vorzeichen.

Plötzlich tauchten sechs geisterhafte Gestalten auf, düstere Boten, die von dem Pfad, der die Küste entlangführte, herkamen. Gleichmäßig schritten sie hintereinander her, an den Menhiren vorbei, und verschwanden nacheinander hinter dem Dolmen, als hätte der flache, behauene Granitblock sie verschluckt.

Dann erschien eine siebte Gestalt.

Sie hatte einen seltsamen Gang, zögerlich und stockend. Sie folgte den anderen nicht zum Dolmen, sondern begab sich zu

einem dicht daneben liegenden Hügelgrab, wo sie reglos stehen blieb.

Dann kehrte wieder Stille ein. Nur die Brandung war noch zu hören, die zwanzig Meter tiefer, in der Strandräuber-Bucht, an die Riffe schlug.

*

Salzwasser drang in ihre Kehle, sie kämpfte gegen das Erstickten und fühlte, wie eine heftige Strömung sie in die Tiefe zog. Sie wehrte sich, strampelte mit den Füßen, grub die Fingernägel in den Fels, um wieder an die Oberfläche zu gelangen. Sie spürte gar nicht, wie ihr die scharfen Kanten ins Fleisch schnitten, bis sie endlich auftauchte und Luft bekam. Vor ihren schreckgeweiteten Augen färbte sich der Schaum rot ... Schrille Schreie hallten durch die Nacht, ein Echo auf ihren eigenen stummen Schrei ...

Zur Fötushaltung zusammengekrümmt, die Knie unter dem Kinn, die Arme fest um den Körper geschlungen, den Mund geöffnet, als ringe sie verzweifelt nach Luft, so schreckte Marie aus dem Schlaf, schweißgebadet.

Sie stürzte hinaus auf die Terrasse und atmete mehrmals tief durch, bis ihr Herz wieder halbwegs normal schlug. Zum Teufel mit den Traditionen. Sie war versucht, zu Christian zu laufen, sich in seine Arme zu werfen und sich ganz fest an ihn zu schmiegen, um diese quälende Angst zu vertreiben.

Für einen Augenblick wurde das Bild des blutroten Schaums von dem des blutbefleckten Musselins überlagert. Dann blickte Marie aufs Meer hinaus, auf die kleinen Wellen, deren silberne Kämme sanft im Mondlicht schimmerten, und schüttelte über sich selbst den Kopf. Die See war doch keine Feindin. Es war nur ein Albtraum gewesen.

Sie wollte gerade zurück ins Zimmer gehen, als eine flüchtige Bewegung ihren Blick auf sich zog. Sie kniff die Augen zu-

sammen, spähte ins Dunkel und entdeckte schließlich eine Gestalt. Sie kam vom Strand her angerannt und sah sich so oft nach hinten um, dass man fast hätte meinen können, sie würde in panischer Angst vor einem Verfolger fliehen.

Der Polizisteninstinkt war Marie nicht nur zur zweiten Natur geworden, er war ihre Natur. Sie fasste die Gestalt genauer ins Auge. Sie war groß und schmal, also konnte es nicht Loïc sein. Außerdem lag die Hafenkneipe am entgegengesetzten Ende. Und warum sollte ihr Bruder auf diese heimliche Art nach Hause laufen? Selbst wenn er einen über den Durst getrunken haben sollte, so erwartete ihn dort doch keine scheltende Ehefrau!

Marie trat rasch auf die Terrasse hinaus, um der Gestalt, die sich nun verstohlen dem Gebäude näherte, folgen zu können. Doch dann erkannte sie im Licht einer Gartenleuchte die schwarzen Locken ihres Neffen. Sie waren völlig zerzaust und sein Hemd war schief zugeknöpft.

Marie lächelte. Jeanne hatte Recht, ihr Job stieg ihr allmählich zu Kopfe, so sehr, dass sie das Meer für blutrot hielt und ihren Neffen für einen gemeinen Einbrecher. Zwölf Monate ohne all die Gewalt, die nun einmal zu ihrem Beruf gehörte, würden ihr gewiss gut tun.

Marie ging in ihr Zimmer zurück, fest entschlossen, den Albtraum, der sie schon als ganz kleines Kind verfolgt hatte, zu vergessen.

Doch drei Stunden später – sie hatte nicht wieder einschlafen können und joggte jetzt über den Zöllnerpfad – hatte sie ihn immer noch nicht vergessen. Normalerweise verschaffte ihr das Laufen einen freien Kopf und verjagte alle unangenehmen Gedanken. Doch diesmal ließen sie sich nicht abschütteln, in einer Art Endlosschleife folgten sie dem Rhythmus ihrer Schritte. Die Möwe. Der Schleier. Der Schaum. Das Blut. Die Möwe ...

Und diese schrillen Schreie, die die Nacht durchschnitten ... Marie blieb stehen, denn sie hörte sie immer noch, diese Schreie.

Und dann sah sie sie. Ein ganzer Schwarm Möwen, die laut schreiend über ihren Kopf hinwegflogen und hinter der Kante des Steilfelsens verschwanden.

Verblüfft über diesen großen Schwarm und das seltsame Verhalten der Vögel lief sie weiter. Die Unruhe beschleunigte ihren Schritt. Vorbei an den Menhiren, am Hügelgrab und bis an die Kante, hinter der die Möwen wie japanische Kampflieger steil nach unten gestoßen waren.

Die Wellen der auflaufenden Flut leckten schon über den Sand der zwanzig Meter unter ihr liegenden Bucht. Der Vogelschwarm kämpfte dort erbittert um etwas, das eigentlich nur ein gestrandeter Delfin sein konnte.

Aber woher kam dann diese seltsame, quälende Unruhe?

Atemlos kletterte sie an den Felsen hinunter zur Bucht und rannte am Eingang der Grotte vorbei, in der die Strandräuber einst ihre Beute horteten. Sie schrie, um die hysterischen Vögel, die in ihrem Eifer bislang keine Notiz von ihr nahmen, zu vertreiben.

Flüchtig kam etwas Orangefarbenes in ihr Blickfeld. Angst überwältigte Marie. Sie hob Kieselsteine auf und schleuderte sie in Richtung der Möwen.

Endlich flogen sie davon, ärgerlich krächzend und heftig mit den großen Flügeln schlagend, und Marie konnte sehen, woran sie so gierig gepickt hatten. Sie wusste längst, dass es kein Delfin war.

Obwohl sie schon viele Leichen gesehen hatte, würde sie nie den schrecklichen Anblick des halb aus seiner Höhle hängenden Auges vergessen, und auch nicht die großen blutenden Wunden, die die Möwen mit ihren messerscharfen Schnäbeln gerissen hatten.

Was orangefarben aufgeleuchtet hatte, war der Schal des auf

dem Rücken liegenden Mannes. Er hatte ihn schon am Abend vorher getragen.

Gildas.

Marie sank neben ihm auf die Knie, überwältigt von einem Kummer, der weit in ihre Kindheit zurückreichte. Sie war versucht, sich neben Gildas auszustrecken und zu warten, bis die Flut sie beide unter sich begraben und mitreißen würde. Als sie ihre Hand in die ihres Bruders schob, ertastete sie einen Zettel, den er umklammerte.

Vorsichtig löste sie ihn aus seinen Fingern und faltete ihn auseinander. Sie erschrak, als sie die bretonische Aufschrift las:

*Für Marie, so wird es der Hohe Herr beschließen,
Licht wird flammen und Blut wird fließen
aus dem Herzen von Stein.*